

Evangelisches Frankfurt

Anzeigen/Aboservice:
Kurt-Schumacher-Str. 23
60311 Frankfurt am Main

11. Februar 2018
42. Jahrgang
Ausgabe 1



Was glaubt Ihr denn! Edgar Selge im Schauspiel

Lesung der „Urban Prayers“ von Björn Bicker. Seite 10

Wie Jugendliche einen Platz in der Gesellschaft finden können

Jugendarbeit braucht weniger Regeln und mehr offene Angebote. Seite 3

Gut und günstig: Mittagessen für alle im Gutleutviertel

Die Kaffee-stube Gutleut hat wieder geöffnet. Seite 9



Zeitung der Evangelischen Kirche in Frankfurt am Main

evangelischesfrankfurt.de

Kirchen und Gewerkschaften gemeinsam gegen Armut

HESSEN

Kirchen und Gewerkschaften in Hessen wollen in Zukunft mehr zusammenarbeiten. Geplant sei unter anderem ein Bündnis gegen Altersarmut, sagte der hessen-nassauische Kirchenpräsident Volker Jung im Januar bei einem

Spitzentreffen in der Evangelischen Akademie Frankfurt. Auch gegen Kinderarmut und für den Sonntagsschutz wollen Gewerkschaften und Kirchen sich künftig verstärkt engagieren.

Jung forderte, dass bereits in der Schule mehr über die Gewerkschaften gesprochen werden soll.

Gerade mit Blick auf die derzeitige unsichere politische Lage in Deutschland seien solche Institutionen wichtig. Der Limburger katholische Bischof Georg Bätzing nannte auch die Digitalisierung als wichtige Herausforderung.

Für die Kirchen werde es aber „ein langer und schwieriger Weg“,

junge Menschen wieder für sich zu gewinnen, glaubt Bätzing. Jung kritisierte, dass sich die Kirche zu sehr um sich selbst sorge, anstatt „nach draußen zu gehen“. Die Kirchen müssten allerdings nicht mit aggressiver Werbung, sondern durch überzeugendes Handeln auf sich aufmerksam machen.



HEIKE LYDING/EPD-BILD

Katholischer Stadtdekan von Frankfurt will homosexuelle Paare segnen

Der katholische Stadtdekan von Frankfurt, Johannes zu Eltz (Foto), hat vorgeschlagen, auch in der katholischen Kirche Segensfeiern für lesbische und schwule Paare anzubieten. Er will dies aber vom „Ehesakrament“ abgrenzen.

In der evangelischen Kirche werden homosexuelle Paare schon länger gesegnet, dort gilt die Ehe allerdings nicht als Sakrament. Das Thema ist aber auch unter evangelischen Christinnen und Christen weiter umstritten. „Zweifeln erlaubt“ ist deshalb das Motto einer kritischen Diskussion über die „Ehe für alle“ am Donnerstag, 8. März, um 19.30 Uhr in der Evangelischen Akademie, Römerberg 9. Den Fragen des Publikums stellen sich Stadtdekan zu Eltz sowie die evangelische Pröpstin Annegret Puttkammer (Eintritt frei).

Schwerpunkt

Reden übers Sterben:
Warum es sich lohnt und wie es gelingt.

Mit dem nahen Tod ist es oft wie mit dem sprichwörtlichen Elefanten im Raum: Alle wissen, dass er da ist, aber niemand redet darüber. Dabei bietet ein Gespräch über das Sterben Chancen. /S.6



ILLUSTRATION: FELIX VOLPP

„Frankfurt bewilligt vier Millionen für den Kirchentag“

FRANKFURT

Der Magistrat der Stadt Frankfurt hat einen Zuschuss in Millionenhöhe für den Ökumenischen Kirchentag 2021 beschlossen. In der Mitte Deutschlands gelegen, bietet Frankfurt ideale Voraussetzungen für die Austragung, so die Begrün-

dung von Bürgermeister und Kirchendirektor Uwe Becker. Zu dem Großereignis vom 12. bis 16. Mai 2021 werden rund 100.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Mainmetropole erwartet.

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau hat bereits acht Millionen Euro für den Kir-

chentag zurückgestellt. Frankfurt will nun weitere 3,9 Millionen Euro sowie Sach- und Dienstleistungen im Wert von bis zu einer Million Euro dazugeben. Diese Großzügigkeit ist nicht außergewöhnlich – das Deutsche Turnfest 2009 zum Beispiel hat nach Angaben des Dezernats knapp 19 Mil-

lionen gekostet. Der Kirchentag spreche Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Herkunft und Religion an, betonte Stadtkämmerer Uwe Becker. Mit dem Zuschuss wolle die Stadt „den offenen Dialog und die Stärkung des Zusammenhaltes unserer Gesellschaft“ fördern.

➔ **200 Jahre Marx**
Religion und Revolution: Angeblich passt das ja nicht zusammen. Oder am Ende vielleicht doch? /S.5

➔ **Pax & People**
Im Europaviertel hat ein ökumenisches Zentrum eröffnet. Es will ein Ort für Treffen und Gemeinschaft sein. /S.11

KOMMENTAR

Antje Schrupp
Chefredakteurin



Nicht kneifen? Die eigene Meinung zu vertreten, ist für manche riskanter als für andere.

Immer nur auf Schokolade, Alkohol oder Autofahren zu verzichten, ist langweilig. Aus diesem Grund denkt sich die evangelische Kirche jedes Jahr ein neues Motto für die Fastenzeit aus. „Zeig dich! Sieben Wochen ohne Kneifen“ heißt es diesmal. Der Geschäftsführer von „7 Wochen ohne“, Arnd Brummer, schreibt, wir sollten in dieser Zeit „mit offenem Visier“ unseren Mund aufmachen und die Dinge beim Namen nennen, „auch wenn es unangenehm werden kann“.

Das ist einerseits natürlich so richtig, dass man sich fragt, warum der Rat eigentlich nur für sieben Wochen gilt und nicht für das ganze Jahr. Andererseits aber kommt mir eine Mail in den Sinn, die gestern in meinem Postfach landete: Ein Mann schreibt darin (und zwar mit vollem Klarnamen), meine Texte seien ein „geistig dünnschissiges Elaborat“ und ich selbst eine „stinkende Gendernazi-Trulla“. Bei manchen Menschen wäre es definitiv besser, sie würden sich die eine oder andere Meinungsäußerung durchaus auch mal verkneifen. Ob wir im öffentlichen Diskurs wirklich zu wenig Meinungsstärke haben

oder nicht doch eher zu viel, ist jedenfalls noch die Frage.

Es gibt natürlich in der Tat Menschen, die viel zu zurückhaltend sind und nie „Farbe bekennen“. Vielleicht hat die Fastenkampagne ja speziell es im Blick. Ich kenne Leute, die drei Tage lang darüber nachdenken, ob sie auf Facebook etwas „ liken“ sollen, oder ob sie damit schon zu viel von sich preisgeben. Leider sind genau sie meist die mit den eher gemäßigten und vernünftigen Ansichten.

Es gibt allerdings auch Menschen, die gute Gründe haben, vorsichtig zu sein. Die britische Zeitung „Guardian“ hat vor einiger Zeit mal nachgezählt: Von den zehn Autorinnen und Autoren, die in den Kommentarspalten dort die meisten Hasskommentare abbekamen, waren acht Frauen. Und die zwei Männer waren Schwarze. Es gehen halt nicht alle das gleiche Risiko ein, wenn sie sich zeigen und ihr „Visier“ hochklappen.

Ich muss also gestehen, dass mir das Motto der diesjährigen Aktion ein bisschen Mühe macht. Aber für Diskussionen ist es definitiv ein Anstoß: www.7wochenohne.de.

Ohne Gemeinschaft ist man nicht unabhängig

LEITARTIKEL

Was hält die Gesellschaft zusammen? Gute Frage. Traditionelle Gemeinschaften wie Familie und Kirche haben an Einfluss verloren. Aber allein geht es den Menschen auch nicht gut.

VON KURT-HELMUTH EIMUTH

Noch nie waren so viele Menschen in Deutschland in bezahlter Arbeit wie heute. Und doch klafft die Kluft zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander. Ein Fünftel der Arbeitsplätze sind im Niedriglohnsektor. Den Bereich der prekären Beschäftigungsverhältnisse schätzt man gar auf 40 Prozent. Private Vermögen haben einen Höchststand erreicht, gleichzeitig wächst die Armut. Dies verstärkt Abstiegsängste, auch weil die Mietpreise ständig steigen. Und dann ist da noch die AfD mit ihren Wahlerfolgen und ihrem Populismus, der vor rechtsextremen Parolen nicht haltmacht.

„Was hält die Gesellschaft zusammen?“ Diese Frage diskutierten die Spitzen der evangelischen Landeskirchen, katholischen Bistümer und Gewerkschaften in Hessen in Frankfurt. Für die Analyse hatten sie den Basler Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftler Oliver Nachtwey eingeladen. Der wies vor allem auf ein Paradox hin: Dass mit zunehmender Individualisierung nur die Abhängigkeit der Einzelnen immer größer wird.

Einerseits wollen alle etwas Besonderes sein: Wir umgeben uns gerne mit dem, was nur das Unsere ist. Vielleicht spielt dabei auch die von der christlichen Religion postulierte Einzigartigkeit jedes Geschöpfes Gottes eine Rolle. Sie muss sich heute offenbar mit möglichst vielen individuellen Produkten umgeben: vom mit Namen ver-



Spitzengespräch zwischen den hessischen Kirchen und Gewerkschaften. Links Kirchenpräsident Volker Jung.

sehenen Kugelschreiber bis zu Extras am Auto, die nur „meiner hat“. „Selbstverwirklichung“ und „Selbstbestimmung“ sind heute die zentralen Antriebsfedern unseres Seins. Normgebende Institutionen wie die Kirche oder politische Parteien verlieren an Einfluss. Welche Lebensweise die richtige ist, beantwortet jeder und jede für sich selbst. Letztlich, so Nachtwey, werden wir dadurch aber nicht unabhängig, sondern nur abhängiger. Denn da wir keine Familien und

Nachbarschaften mehr haben, auf die wir bauen können, sind wir auf uns alleine gestellt und im Zweifelsfall auf eine staatliche Infrastruktur angewiesen.

Gerade in dieser Situation wird dann auch noch der Sozialstaat immer weiter abgebaut, Solidarität gibt es nur noch im Notfall. Das Risiko eines sozialen Abstiegs wird nicht mehr aufgefangen, darüber macht sich gerade die Mittelschicht Sorgen. Traditionell spielen soziale Gemeinschaften eine wichtige Rolle für das Verarbeiten sozialer Unsicherheit: Am Stammtisch kann man Frust ablassen, hier trifft man auf Gleichgesinnte, die zum Beispiel Arbeitslosigkeit nicht für ein individuelles Versagen halten, sondern als gemeinsames Schicksal begreifen.

Solche Vergemeinschaftungen sind auch eine Schule der Demokratie und der Zivilisation gewesen. Wenn aber die Bedeutung von Gemeinschaft abnimmt, bleibt das Individuum allein. Für Nachtwey ist das eine der wesentlichen Ursachen für das Erstarken populistischer Tendenzen in den modernen Industrienationen.



„Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung sind die zentralen Triebfedern unseres Seins. Gerade dadurch wird die Abhängigkeit der Einzelnen von der Gesellschaft immer größer.“

Oliver Nachtwey, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftler

IHRE MEINUNG

Alle Jahre wieder ... warum Weihnachten ist, wie es ist
Evangelisches Frankfurt, Nr. 5, 2017

Implizit bestreitet der Autor Gottes Allmacht (Betonung auf der ersten Silbe!), eine Jungfrau schwanger werden zu lassen. Ein nicht allmächtiger Gott wäre ein moralinsaurer Schwafelfritze.
Hans Georg von Freyberg

Mit einigem Entsetzen habe ich gelesen, dass Gott nicht (durch seinen heiligen Geist) die Jungfrau Maria geschwängert habe. Im Klartext: Jesus Christus ist nicht Gottes Sohn. Damit kann die christliche Religion auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen werden.
Wolfgang Wäldle

Peter Hahne ist wütend
Evangelisches Frankfurt, Nr. 5, 2017

Mag Herr Hahne sich in seinem Ton oder der Wortwahl vergriffen haben, so frage ich mich doch, woraus Sie entnehmen, dass das Magazin Idea Spektrum „teilweise rechtspopulistisch“ wäre. Ich bin gegen Ausgrenzung bestimmter Personengruppen aufgrund ihrer Einstellung, Denkweise oder des Frömmigkeitsstils.
Christian Reichard

Diakonie will Tarifverträge zulassen, aber ohne Streikrecht
Evangelisches Frankfurt, Nr. 5, 2017

Die Aussage des Artikels ist für mich sehr irritierend. Warum soll man den Arbeit-

nehmerinnen und Arbeitnehmern das Streikrecht nicht zubilligen? Es stellt sich für mich die Frage, ob es christlich ist, ihnen das Streikrecht vorzuenthalten. Es ist eines der wenigen Mittel, welches der Arbeitnehmerschaft zur Verfügung steht, um zu ihrem Recht zu kommen. In der Regel ist es doch so, dass Tarifverhandlungen ohne Streik auskommen, wenn beide Seiten sachlich aufeinander zugehen. Daher lasse ich das Argument, Streiks gehen zu Lasten der anvertrauten hilfebedürftigen Menschen, nicht gelten.
Robert Tischler

Wir freuen uns über Briefe an die Redaktion per E-Mail oder per Post. Zuschriften können gekürzt oder ausschnittsweise dargestellt werden.



IMPRESSUM



Herausgeber
Der Vorstand des Evangelischen Regionalverbandes Frankfurt am Main.

Redaktion
Dr. Antje Schrupp (Chefredakteurin),
Pfarrer Ralf Bräuer (Leiter der Redaktion),
Kurt-Helmuth Eimuth, Manon Priebe,
Stephanie von Selchow, Pfarrer Wilfried
Steller, Angela Wolf.

Geschäftsstelle und Anzeigen
Kurt-Schumacher-Str. 23, 60311 Frankfurt
am Main, Telefon 069 21651383,
Fax 069 21652383,
info@evangelischesfrankfurt.de

Evangelisches Frankfurt wird kostenlos
an die Mitglieder der evangelischen
Kirche in Frankfurt verteilt. Die nächste
Ausgabe erscheint am 24. März 2018.

ISSN 1438-8243

Wo Jugendliche unter sich sind

GENERATIONEN

Ihren Platz in der Gesellschaft finden Jugendliche nicht, indem man sie die ganze Zeit gängelt und kontrolliert. Sie brauchen vor allem Freiräume.

VON ANGELA WOLF

Wuselig und laut ist es im Jugendladen Hedderheim. „Das liegt am Alter der Kids“, sagt Chris Weber, der die Einrichtung des Evangelischen Vereins für Jugendsozialarbeit leitet. „Bei uns fand kürzlich ein Generationenwechsel statt. Die Älteren gehen nach und nach raus, und Jüngere rücken nach.“

Die zwölf- bis vierzehnjährigen Jungs zocken lautstark an der Konsole, immer abwechselnd, was gut funktioniert. Die Gruppe wirkt verbunden, befreundet. „Ja, das sind die meisten. Wenn einer anfängt, hierher zu kommen, werden sofort die Kumpels auch aktiviert“, sagt Weber. Eine neue Gruppe bedeute erst einmal viel Beziehungsarbeit. „Die Kids wollen sich abarbeiten, dabei wird viel ausgetestet. Das legt sich aber mit der Zeit“, weiß der 34 Jahre alte Sozialwirt aus Erfahrung. Die Kunst bestehe darin, das Vertrauen der Jugendlichen zu gewinnen. Dabei agieren Weber und sein Team eher wie Freunde: „Wir sind näher dran als die Lehrkräfte. Und anders als die Eltern.“

In den Einrichtungen der offenen Jugendarbeit finden Heranwachsende Räume und Angebote, die sie nutzen können, ohne sich für feste Gruppen oder Kurse anmelden zu müssen. Die evangelische Kirche betreibt solche Jugendhäuser über den „Evangelischen Verein für Jugendsozialarbeit“ an 16 Standorten in Frankfurt. In den Leitlinien des Vereins steht, dass Kinder und Jugendliche „nicht als Objekte eines Versorgungsauftra-



Jugendladen Hedderheim: Pädagogen in der offenen Jugendarbeit sind für Heranwachsende wie Kumpel und können sie daher oft besser erreichen als Lehrer und andere Erwachsene.

ges gesehen werden“, sondern dass man „sie darin unterstützt, Subjekte zu werden.“ Für Chris Weber im Jugendladen Hedderheim bedeutet das konkret, die Persönlichkeitsentwicklung der Teenager zu fördern, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und ihnen zu zeigen, welche Möglichkeiten sie haben, sich an gesellschaftlichen Entwicklungen zu beteiligen.

Aber welche Möglichkeiten haben sie denn? Der Erziehungswissenschaftler Andreas Walther vom Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung an der Universität Frankfurt hat genau dazu geforscht. Er kritisiert, dass sich der gängige Partizipationsbegriff am Engagement in Parteien, Kirchen oder Vereinen orientiere. Das sei viel zu eng gefasst: „Auch das

Abhängen in Einkaufszentren ist ein Versuch der Teilhabe am öffentlichen Raum.“

Im Internet, ebenfalls ein öffentlicher Raum, tummeln Jugendliche sich gerne. Auf YouTube, Instagram oder Snapchat präsentieren sie ihre Sicht der Welt. Erwachsene bekommen davon oft nicht viel mit, und genau das macht das Internet für viele junge Menschen attraktiv: „Mit formalisierten Räumen wie dem klassischen Verein können sich immer weniger Jugendliche identifizieren“, schreibt Walther in seiner Studie. Es sei daher kein Wunder, wenn Vereine oder Kirchengemeinden Nachwuchsprobleme haben.

Überall, wo Erwachsene dominieren, ziehen Jugendliche sich zurück. Das hat selbst Facebook er-

fahren, als sich immer mehr Menschen über 30 in dem sozialen Netzwerk anmeldeten: Bei Teenagern wurde es entsprechend unbeliebt. Die sind dann lieber zu Snapchat gewechselt – ist cooler.

Trotzdem müssen junge Menschen auch lernen, wie sie in einer Welt voller Erwachsener zurecht kommen. In Jugendhäusern wie dem in Hedderheim können sie das einüben: „Grundlegendes besprechen wir hier gemeinsam“, erklärt Chris Weber. Die Jugendlichen können einbringen, was sie brauchen und sich wünschen, sie finden in den Pädagoginnen und Pädagogen aber auch mal ein kritisches Gegenüber. Die Botschaft an sie lautet aber immer: „Uns könnt ihr jederzeit ansprechen. Wir begleiten euch.“

Bildungsangebote werden immer formeller

HINTERGRUND

In vielen Frankfurter Jugendhäusern fehlt Fachpersonal. Das liegt auch an veränderten Prioritäten.

VON ANGELA WOLF

Lobbyarbeit für Kinder und Jugendliche ist kein einfaches Geschäft. Schon gar nicht in Zeiten, in denen die öffentlichen Gelder überall knapp sind. Miriam Walter macht das trotzdem gerne. Als Geschäftsführerin des Evangelischen Vereins für Jugend- und Sozialarbeit in Frankfurt vertritt sie die Interessen der 16 Jugendhäuser des Vereins, zum Beispiel auch gegenüber der Stadt.

Ein Dauerbrenner, auf den sie dabei immer wieder hinweisen



Miriam Walter setzt sich für die Interessen von Jugendlichen ein.

muss, ist der Mangel an pädagogischem Personal. Viele Stellen in Jugendhäusern bleiben lange unbesetzt. „Das liegt nicht nur an mangelnden oder nicht freigegebenen Finanzmitteln des Magistrats. Es

liegt auch an der schlechten Angebotssituation am Arbeitsmarkt. Es gibt schlicht kein geeignetes Fachpersonal. Angebot und Nachfrage klaffen weit auseinander.“

Ein schnelle Lösung für das

ZITIERT



„Viele denken, die Mietpreise könnten in Frankfurt nicht weiter steigen. Aber diese Annahme ist falsch.“

Matthias Günther, Wohnraumforscher, beim Diakonie-Forum in Frankfurt. Mehr lesen: evangelischesfrankfurt.de/wohnraum

„Beim Thema häusliche Gewalt muss neben der Arbeit mit den Opfern auch die Arbeit mit den Tätern mehr Beachtung finden.“

Heidi Krauskopf vom Evangelischen Zentrum für Beratung in Höchst zur aktuellen Debatte über sexualisierte Gewalt

„Der Schutz von Ehe und Familie ist ein Grundrecht, das für alle Menschen gilt. Egal, ob sie hier aufgewachsen sind oder auf der Flucht vor Krieg und Gewalt in ihrer Heimat nach Deutschland gekommen sind.“

Achim Knecht, Evangelischer Stadtdekan von Frankfurt

HASHTAGS

#feinschwarz

 Katholische Theologinnen und Theologen schreiben unter dem Titel „Feinschwarz“ seit gut zwei Jahren ein „Theologisches Feuilleton“ im Internet. Der Blog ist manchmal etwas sehr akademisch, aber inzwischen eine profilierte Stimme im Diskurs und lesenswert trotz des stark katholischen Einschlags. Zumal es ein evangelisches Pendant bisher nicht gibt.

#wayofthefuture

 Unter dem Titel „Way of the Future“ haben Leute aus dem Silicon Valley in Kalifornien eine neue Religion gegründet: Sie wollen sich der Erschaffung und Anbetung einer Gottheit in Form einer Künstlichen Intelligenz widmen. Anders als die Religion vom Spaghetti-Monster ist sie nicht als Satire gemeint. Aber wer weiß, vielleicht werden wir ja Dank Cyborg-Technologie noch alle unsterblich?

AKTUELL / KONTROVERSE



Protzig stehen sie auf Bürgersteigen herum und lassen niemanden durch: Hassobjekt SUV.

Geländewagen für die Stadt – das Auto, das die Gemüter erregt

KOLUMNE

Die geräumigen SUVs sind inzwischen zum Synonym für Umweltsauerei und Konsumwahn geworden. Trotzdem werden sie gekauft wie verrückt: Jeder fünfte Neuwagen ist bereits ein „Sport Utility Vehicle“.

VON ANTJE SCHRUPP

Falls Sie mal bei einer Party sind und das Gespräch stockt, weil man sich noch nicht besonders gut kennt, Sie aber das Thema Wetter für zu langweilig und das Thema Religion für zu heikel halten: Fragen Sie doch einfach mal in die Runde, was Ihre Mitmenschen von SUVs halten. Ich verspreche Ihnen, Sie haben in Nullkommanix ein feines Streitgespräch angezettelt. Eines, bei dem Sie gleich auch viel über die Lebensgewohnheiten, die Familiensituation und die weltanschauliche Einstellung aller anderen Partygäste erfahren.

Bestimmt findet sich schnell jemand, der ein paar Anekdoten beisteuert, wie Eltern in diesen „Monsterautos“ die Schulwege zuparken, weil ihre verzogenen Gören zu doof sind, um mal zwei Stationen mit der U-Bahn zu

fahren. Jemand anderes wird vermutlich einstimmen und erzählen, wie sie kürzlich beobachtet hat, dass ein Kind/ein Hund/eine Oma mitten im Nordend beinahe von einem SUV überfahren wurde, weil man in einem ebensolchen ja gar nicht überblickt, wer sonst noch auf der Straße herumläuft.

Aber vielleicht ist die Party ja auch gar nicht im links-alternativen Nordend, sondern in einem eher konservativ-bürgerlichen Stadtteil, sagen wir dem Westend oder am Riedberg. Dann wird bestimmt jemand die SPD-Umweltministerin Hendricks kritisieren, weil die näm-

lich „SUVs am liebsten verbieten lassen“ will. Dass sie das höchstens halbironisch meinte, ist keine Entschuldigung. Bei so viel politischer Korrektheit, wird ein anderer einwerfen, lobe man sich ja fast jene amerikanischen Landbewohner, die ihre Spritfresser gern sinnlos in der Gegend herumfahren, um zu demonstrieren, für wie bekloppt sie die Warnungen vor dem Klimawandel halten.

Vielleicht sind Sie aber dem Thema „Auto“ gegenüber auch genauso ignorant wie ich und haben gar keine Meinung dazu. Oder sich höchstens mal darüber gewundert, dass die Parkplätze in den Parkhäusern irgendwie immer enger werden. Für uns hab ich das mal gegoogelt: Die Mode, „Sport Utility Vehicles“ zu fahren, also eine Art straßentauglicher Geländewagen, kam Ende der 1990er Jahre auf. Inzwischen stellen die SUVs in Deutschland bereits mehr als ein Fünftel der Neuzulassungen.



Die Tageszeitung taz beschrieb sie als „Monsterautos“, der WDR kommentierte, sie seien „die Pest“: An der Haltung zu den spritfressenden SUVs entzündeten sich scharfe Debatten über Egoismus, Gemeinschaft und Lebensstil.

Sind SUVs „die Pest“ oder doch ziemlich praktisch?



„Bei keinem anderen Auto passen drei Kindersitze auf der Rückbank nebeneinander. Und bei einem Aufprall ist es viel sicherer.“

**Charlotte von der Planitz (42),
Karriereberaterin**

Wir haben uns für einen Volvo XC 90 entschieden, weil wir außerhalb wohnen, drei Kinder haben und oft lange Strecken fahren. Bei diesem SUV passen drei Kindersitze auf der Rückbank nebeneinander. Das ist nach unseren Recherchen bei kaum einem anderen Auto so. Es ist außerdem ein 7-Sitzer, so dass wir auch noch Freunde der Kinder mitnehmen können, und zusätzlich genug Platz für einen Einkauf ist. Durch die Höhe dieses Autos können die kleinen Kinder besser sehen, und falls es mal einen Aufprall geben sollte, ist es vor allem viel sicherer. Mein Vater ist auch schon Volvo gefahren und hat immer gesagt, das ist sein Schiff, sein Panzer. Ich bin aber auch besonders vorsichtig beim Rückwärtsfahren. Ich vermeide es bewusst, direkt vor dem Kindergarten oder der Schule zu parken. Und in der Stadt fahre ich fast nur mit dem Fahrrad. Parken kann man mit so einem Auto ja nur in der Tiefgarage.



„SUVs vermitteln das Gefühl: Mir kann ja nichts passieren, weil ich in einem Panzer sitze. Dann achtet man auch nicht mehr so auf die anderen.“

**Verena Schröter (34),
Verwaltungsangestellte**

Ich halte nichts von SUVs. Sie vermitteln ein falsches Sicherheitsgefühl nach dem Motto: Mir kann ja nichts passieren, weil ich in einem Panzer sitze. Dann achtet man auch nicht mehr so auf die anderen, vergisst schonmal das Blinken und so. Ich habe zwei Kinder, fünf und sieben Jahre alt. SUVs sind so hoch angelegt, dass sie Kinder in diesem Alter an Hals und Kopf erwischen können, wenn jemand beim Rückwärtsfahren nicht aufpasst. Das ist wirklich gefährlich! Außerdem nehmen diese großen Autos anderen Parkplätze weg. Auf dem Land ist ein Geländewagen vielleicht praktisch, aber in einer Großstadt doch nicht. Wenn man eine große Familie hat, kann man auch einen Kombi kaufen. Ich habe gelesen, dass die meisten SUV-Fahrer und -Fahrerinnen alleine im Auto sitzen. Wahrscheinlich wollen sie nur zeigen, was sie sich leisten können. Meine Familie und ich fahren möglichst viel mit den Öffentlichen.



„Eigentlich dürften SUVs nur für Bauern und Jäger erlaubt sein.“

**Barbara Hendricks (SPD),
Bundesministerin für Umwelt
und Naturschutz**

„Ich finde SUVs ziemlich schick. Mittlerweile haben fast alle Hersteller einen im Angebot. Die Nachfrage ist eben da.“



„Ich finde SUVs ziemlich schick. Mittlerweile haben fast alle Hersteller einen im Angebot. Die Nachfrage ist eben da.“

**Günter Thurmann (59),
KFZ-Mechatroniker Meister**

Ich finde SUVs ziemlich schick und den hohen Einstieg angenehm. Ich brauche meinen vor allem geschäftlich. Wir müssen manchmal große Einzelteile für die Werkstatt besorgen, zum Beispiel Stoßstangen. Die kriegt man in keinen PKW. Außerdem kann man einen Anhänger an den SUV koppeln und liegende gebliebene Autos abschleppen. Dafür ist er stark genug: Er kann drei Tonnen ziehen. Der Spritverbrauch ist natürlich höher als beim PKW, das ganze Gewicht muss ja auch bewegt werden. Für unsere Kunden sind diese Autos aber wohl eher ein Statussymbol, sie haben ja keinen praktischen Nutzen davon. Wer eine große Familie hat, kann sich genauso gut auch einen größeren PKW kaufen. Aber mittlerweile gibt es wohl keinen Hersteller mehr, der keinen SUV im Angebot hat. Die Nachfrage ist da. Bei den neueren Modellen ist der Spritverbrauch auch schon niedriger. Aber immer noch höher als beim PKW.



„Beim Autokauf sollte man sich nicht von Gefühlen leiten lassen, sondern von Rationalität.“

**Gunter Volz (57),
Pfarrer für gesellschaftliche
Verantwortung**

SUVs vermitteln das Gefühl von Sicherheit, Freiheit, Herrschaft, Potenz. Damit arbeitet auch die Werbung. Neben Familien fühlen sich offensichtlich besonders Frauen angesprochen und ältere Menschen, für die der höhere Einstieg bequem ist. Man muss aber bedenken, dass man selbst vielleicht sicherer sitzt, ein möglicher Unfallpartner dafür aber gerade ein größeres Risiko hat. Und diese Autos sind Spritschlucker erster Klasse. Der CO₂-Ausstoß ist enorm. Man sollte sich beim Autokauf nicht von Gefühlen leiten lassen, sondern von Rationalität. Braucht der Mensch den „Tortenlaster“ als „Egokrücke“? Nicht „stark für mich“, sondern „stark für die Umwelt“ sollte heute das Kaufkriterium sein. Die Frage ist doch: Wie wollen wir zukünftig mobil sein? Elektroautos stecken zwar noch in den Kinderschuhen, aber es gibt ja bereits spritsparende Automodelle, für die man auch Parkplätze findet.

Kein Opium, nirgends: Von Religion und Revolution

BILDUNG

Für Karl Marx war Religion Opium fürs Volk. Aber lässt sich ohne den Glauben an etwas Höheres überhaupt Revolution machen? Die Evangelische Akademie widmet sich dem Thema.

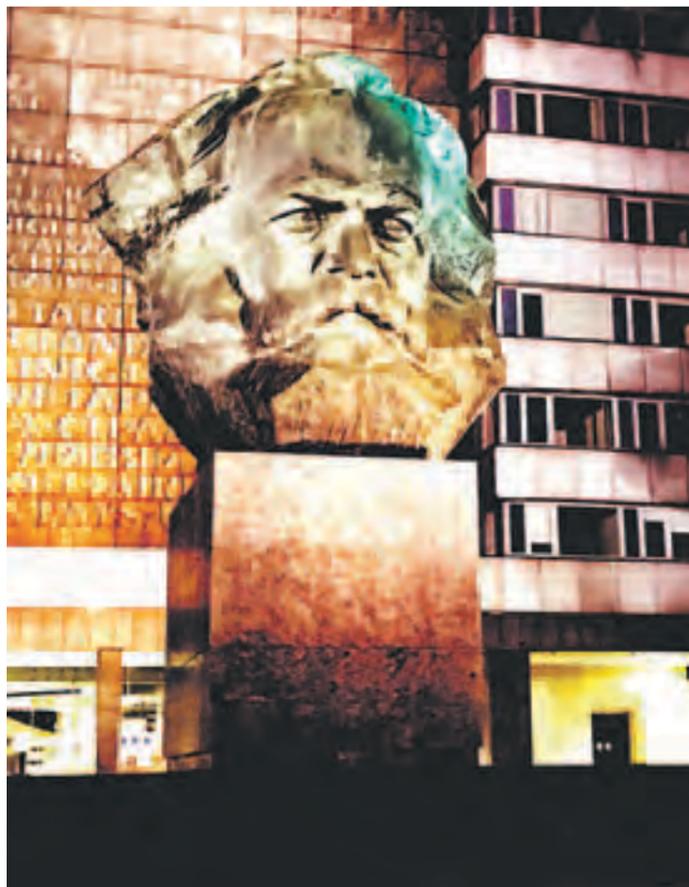
VON ANTJE SCHRUPP

Religion, Reformation, Revolution, klingt alles irgendwie gleich. Und tatsächlich: Nachdem das Reformationsjubiläumsjahr 2017 gerade geschafft ist, kommen jetzt die Revolutionsjubiläen dran: 1848, 1918, 1968, nicht zu vergessen der 200. Geburtstag von Karl Marx.

Allerdings ist das Verhältnis von Revolution und Religion bekanntlich nicht das beste. Als „Opium des Volkes“ beschrieb Marx die Religion, der Glaube an ein Jenseits mache die entrechteten Massen schicksalsergeben und halte sie von der Revolte im Hier und Jetzt ab. Die Kirchen wiederum haben sich über Jahrhunderte hindurch lieber mit den Machthabern verbündet als mit Aufständischen.

Trotzdem gab es immer auch Menschen, die sich Jesus selbst als Revolutionär vorgestellt haben, von Thomas Müntzer bis Ernesto Cardenal und Dorothee Sölle. Und so mancher revolutionäre Heilsbringer tritt auf wie ein Messias. Da ist es nur folgerichtig, wenn die Evangelische Akademie ihr neues Halbjahresprogramm unter das Motto „Revolution“ stellt. Die Konferenz berühmter Weltverbesserer wie Edward Snowden und Rosa Luxemburg, Karl Marx und Martin Luther King, Che Guevara und Uschi Obermaier laden zu entsprechenden Veranstaltungen ein.

Am 15. März zum Beispiel will Rainer Forst, Politikwissenschaftler an der Uni Frankfurt, klären, ob Karl Marx ein Auslaufmodell oder doch ein Impulsgeber für die Zukunft ist. Bei einer anderen Tagung zum 200. Geburtstag des deutschen Ober-Revoluzzers wird es um die Frage gehen, ob Sozialismus nicht eigentlich eine jüdische



Der Ober-Revoluzzer wird 200: Karl-Marx-Statue in Chemnitz.

Idee ist. Auch zum 50. Jubiläum der 1968er-Revolution hat die Akademie manches in Planung. So wird es am 9. und 10. März eine 24-Stunden-Tagung über „die 68er zwischen Geschichte und Tradition“ geben. Am 12. April unternimmt dann der Historiker Gerd Koenen einen Rückblick auf das ambivalente Erbe von 1968. Wieder andere Veranstaltungen setzen sich künstlerisch etwa mit der „digitalen Revolution“ oder der „Wohnrevolution“ auseinander.

Aber wie steht es denn nun um das Verhältnis von Revolution, Reformation und Religion? In einem Begleittext zum Programm stellt Akademiedirektor Thorsten Latzel den irdischen Revolutionsvorstellungen eine theologische Interpretation entgegen: Die wirkliche Revolution, schreibt er, gehe nicht von Menschen aus, sondern

von Gott: „In Christus wälzt Gott in sich selbst oben und unten um“.

Normalerweise werde darüber gestritten, ob Veränderungen nun eher bei den politischen und wirtschaftlichen Strukturen ansetzen müssen, oder ob es die Einzelnen sind, die erst mal sich selbst ändern sollen, so Latzel. Beides greift seiner Ansicht nach zu kurz, selbst wenn man es kombiniert: Das eine führe leicht zu politischen Ideologien, das andere zu moralischer Überforderung. Genau hier kommt die Religion ins Spiel: Wenn Gott nämlich die eigentliche Revolution schon gemacht hat, brauchen wir Menschen nur noch mitzumachen. Wir können gelassen bleiben, auch wenn es schwierig wird – und gerade deshalb viel bewirken. Kein Opium also, nirgends.

Komplettes Programm: www.evangelische-akademie.de.

DER HÄRESIE-CHECK

Wilfried Steller

Theologischer Redakteur



Dürfen Evangelische Fasching feiern? Ja, klar. Mit Religion hat das heute sowieso nichts mehr zu tun.

Von Aschermittwoch bis Ostern dauert die christliche Fastenzeit. Vorher wird vor allem in katholischen Gebieten das Leben zur „Fastnacht“ noch einmal ausgiebig genossen.

Evangelische stehen dem Fasching traditionell skeptisch gegenüber, weil sie keine reglementierenden Fastengebote haben und insofern auch keinen Anlass, vorher noch mal „die Sau rauszulassen“. Besonders rigoros war die Ablehnung in Frankfurt, wo von 1666 bis 1686 Philipp Jakob Spener der bedeutendste Pfarrer der Stadt war. Der Begründer des Pietismus ging aktiv gegen das Faschingfeiern vor, mit der Folge, dass sich die Feierlichkeiten nach Hedernheim verlagerten. Dort hatte Spener nichts zu sagen, denn es gehörte damals noch zum (katholischen) Mainz.

Aber ähnlich wie Weihnachten ist auch Fasching inzwischen ein Selbstläufer gewor-

den. Ob man es feiert oder nicht, hat mit Religion nichts zu tun, und von daher erübrigt sich auch die Frage, ob Evangelische mitfeiern dürfen.

Der christliche Hintergrund, dass das Leben zur Fastnacht noch einmal ausgiebig genossen wird, bevor die entbehrungsreiche Fastenzeit beginnt, ist obsolet geworden, denn „fasten“ müssen die tragenden Mitglieder der Gesellschaft ja das ganze Jahr über: Arbeit geht vor Privatleben, Gefühle bleiben außen vor, denn sie schaden der Sachlichkeit. Compliance ist Teil des Managements und reicht von den Ansprüchen an die „Professionalität“ von Dienstleistungen bis hin zu Dresscodes, die die Persönlichkeit der Mitarbeitenden verleugnen.

Der Fasching ist also längst aus dem Besitztum der Kirche ausgebrochen und führt nun sein eigenes Leben. Auch die kostümierten Spiele, die die Obrigkeit entlarven, und die symbolischen Regelverletzungen sind Teil unserer demokratischen Kultur geworden.

So gesehen hat Fasching heute geradezu etwas genuin Protestantisches: Schließlich sind die Evangelischen besonders stolz darauf, ausschließlich Gott untertan zu sein – und sonst niemandem.

„Als Vorspiel zur Fastenzeit ist der Fasching heute obsolet geworden. Die tragenden Mitglieder der Gesellschaft fasten ja das ganze Jahr über.“



Fabian Vogt: Bonhoeffers große Liebe. Edition Chrismon, 155 Seiten, 13 Euro.

Die Liebe kam für Bonhoeffer nur an zweiter Stelle

REZENSION

Annäherung an eine Liebe, die wegen der Nazis nur die zweite Geige spielen konnte.

VON KURT-HELMUTH EIMUTH

„Jahrzehntelang die Braut eines Heiligen zu sein, erweist sich nicht gerade als Vergnügen. Das können Sie mir glauben.“ Diese Worte spricht Maria von Wedemeyer in diesem

Buch, in dem der hessische Theologe und Kabarettist („Duo Camillo“) Fabian Vogt die Liebesgeschichte zwischen dem Theologen und Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus Dietrich Bonhoeffer und der 18 Jahre jüngeren Wedemeyer nacherzählt. Sie basieren auf einem Briefwechsel des Paares – Bonhoeffer war kurz nach ihrer Verlobung im Januar 1943 verhaftet worden.

Es ist ein einfühlsamer, bewegendes und in die Tiefe menschlicher

Existenz vordringender Roman. Bonhoeffer waren Professuren im Ausland angeboten worden, aber er kehrte immer wieder nach Deutschland zurück, „weil er“, so Wedemeyer im Roman, „der Überzeugung war, dass nur derjenige das Recht hat, Verantwortung in einem erneuerten Nachkriegsdeutschland zu übernehmen, der auch bereit war, die dunklen Tage gemeinsam durchzustehen.“

Eine Art des Denkens, die Bonhoeffer bis zum Ende durchhielt. Als

er kurz vor Kriegsende zum Tode verurteilt wurde, verweigerte er sich Versuchen, ihn zu befreien. So wurde er am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg erhängt.

Wohl nicht ganz zu Unrecht resümiert Maria von Wedemeyer im Roman: „Ich blieb in seinem Leben am Ende eben doch nur die zweite Liebe. Womöglich der wichtigste Faktor in seiner menschlichen Sehnsucht nach Erfüllung, aber im Angesicht Gottes eben nicht heilsnotwendig.“

Schwerpunkt

Reden übers Sterben: Warum es sich lohnt und wie es gelingt

In einer Zeit der scheinbar unbegrenzten medizinischen Möglichkeiten fällt es uns zunehmend schwer, den Gedanken an den Tod zuzulassen. Dabei birgt ein Gespräch über das Sterben Chancen – für Ärztinnen, Patienten und Angehörige. Von Heike Baier

LEBENSLAGEN

In manchen Kulturen war es früher üblich, den Boten, der die Nachricht von der verlorenen Schlacht überbrachte, zu köpfen. So mag sich heute mancher Arzt fühlen, der einem Patienten sagen muss, dass er für ihn nichts mehr tun kann. Angehörige wie Kranke verfallen dann häufig in Vorwürfe – da müsse doch etwas gehörig schief gelaufen sein in der Behandlung, da werde man den Anwalt einschalten; oder sie ziehen einfach weiter zur nächsten Ärztin, nach der Devise „schlechte Diagnose – schlechte Klinik“.

„Wir haben riesige Fortschritte in der Medizin gemacht, gerade in der Krebstherapie waren sie in den letzten Jahren spektakulär“, sagt der Medizinprofessor und Theologe Matthias Volkenandt. „Gleichzeitig beobachten wir aber, dass Menschen immer weniger bereit sind, die Grenzen der Medizin zu akzeptieren.“ Sterben-Müssen wird heute vielfach als Niederlage verstanden. Volkenandt war lange in onkologischen Abteilungen verschiedener Kliniken tätig und reist

heute mit dem Anliegen durchs Land, die Kommunikationskultur in der Medizin zu verbessern. In Frankfurt erklärte er in der Evangelischen Akademie, wie schwierige Gespräche über das Tabu-Thema Tod von Angehörigen wie von Ärzten geführt werden können und warum das wichtig ist.

40 Prozent der Onkologen räumen ein, dass sie ihren Patientinnen und Patienten Behandlungen anbieten, von denen sie selbst nicht glauben, dass sie funktionie-



„Wir haben in der Krebstherapie riesige Fortschritte gemacht. Gleichzeitig sind Menschen immer weniger bereit, die Grenzen der Medizin zu akzeptieren.“

Matthias Volkenandt,
Medizinprofessor und Theologe

ren. „Leichter, als eine schlechte Nachricht zu überbringen, ist es für den Arzt immer, zu sagen: Wir probieren jetzt noch Therapie X oder Medikament Y“, sagt Volkenandt. Noch vor 40 Jahren galt es sogar als richtig, den Betroffenen eine ernste Diagnose zu verschweigen, um nicht ihre Hoffnung zu untergraben. In der Medizin habe sich die Einstellung dazu inzwischen geändert, berichtet der Arzt, von Angehörigen begegne ihm dieses Anliegen jedoch nach wie vor häufig. „Im Familienkreis wird lieber über die nächsten Schritte der Therapie gesprochen, als den Rat von Palliativmedizinern zu beherzigen, nämlich: Talk about the elephant in the room! Sprich über den Elefanten im Raum!“

Statt über das Offensichtliche zu sprechen, fachsimpelt man lieber über die richtige Dosierung der Tabletten. Sich der eigenen Begrenztheit bewusst zu sein, davor scheuen viele Menschen zurück. Doch was ist der Grund dafür, dass wir dem Tod so hilflos gegenüberstehen? Spielt vielleicht die zunehmende Säkularisierung eine Rolle, also dass wir nicht mehr gewohnt



sind, uns mit Hilfe von Religion mit der eigenen Sterblichkeit auseinanderzusetzen?

Pfarrer Reinhold Dietrich glaubt, dass es eher anders herum ist: „Gerade weil Religion die Beschäftigung mit dem Tod beinhaltet, ziehen sich Menschen daraus zurück.“ Diese Scheu vor dem Tod sei auch eine Folge davon, dass wir heute mit dem Sterben im Alltag immer seltener konfrontiert sind. Seine eigene Großmutter sei nach ihrem Tod noch drei Tage zu Hause aufgebahrt worden, erzählt Dietrich: „Das war üblich, der Tod war ein Teil des Lebens.“ In den 1960er Jahren seien dann vielerorts Friedhofshallen gebaut worden, und immer mehr Menschen starben im Krankenhaus statt zu Hause. „Den Tod haben wir komplett aus unserem Leben ausgegrenzt“, so Dietrich: Die Oma ist dann eben plötzlich weg, den Sarg lasse man häufig

zu, und es ist eine verbreitete Ansicht, dass man Kindern den Anblick von Toten ersparen müsse.

Dietrich ist Seelsorger im evangelischen Hospiz in Frankfurt und begleitet Menschen beim Sterbeprozess. 95 Prozent von ihnen sind Krebskranke im Endstadium. Doch wer glaubt, die Patientinnen und Patienten in den zwölf Zimmern des Hauses hätten sich alle selbstbestimmt und bewusst auf ihre letzte Wegstrecke begeben, irrt.

„Die wenigsten wollten wirklich ins Hospiz. Sie sind hier, weil zuhause niemand sie pflegen kann, und weil sie im Krankenhaus nicht mehr therapiert werden konnten“, berichtet Dietrich. Viele seien verbittert darüber, dass sie „jetzt schon“ sterben müssen, selbst die Hochaltrigen. Und manche leugnen den Gedanken bis zuletzt. Wie jener Patient mit dem Lungentumor, der seinen Husten immer

40 % der Onkologen räumen ein, dass sie schon Therapien empfohlen haben, von denen sie selbst nicht glauben, dass sie wirken.



Der Elefant im Raum: Alle sehen ihn, niemand spricht darüber. So ist es oft auch mit dem Sterben.

ILLUSTRATION: FELIX VOLPP

noch als Erkältung interpretiert. „Er weiß, dass er sterben wird, aber er kann es sich emotional nicht vorstellen. Und will es auch nicht.“

Dietrich respektiert das: „Wenn ein Mensch glaubt, bestimmte Dinge nicht aushalten zu können, hat er das Recht dazu.“ Was aber

spricht überhaupt dafür, ein Bewusstsein über die Endlichkeit des Lebens zu entwickeln, und wie kann das Sprechen über das Sterben gelingen?

Das wichtigste Argument des Mediziners Volkenandt lautet: Nur so hat man die Chance, die verblei-

bende Lebenszeit zu nutzen. „Darum darf ein Mensch nicht betrogen werden!“ Aus Studien wisse man, dass Schwerstkranke weniger traurig sind über die Kürze der verbleibenden Lebenszeit als darüber, „nicht gelebt zu haben“. Anerkennen zu

müssen, was sie versäumt haben, vor allem in zwischenmenschlichen Beziehungen. Hier eröffne ein Gespräch über das bevorstehende Lebensende die Chance, offene Themen noch zu klären: Wie haben wir miteinander gelebt? Wo habe ich dich verletzt? Was bereue ich und kann es vielleicht noch heilen? Was wollen wir noch erleben? Nur wer die eigene Begrenztheit thematisiert, kann auch die Ängste mit anderen teilen.

Pfarrer Dietrich sieht noch einen weiteren Aspekt: „Wir verbringen den größten Teil unseres Lebens in dem Bewusstsein, Dinge ändern zu können, zum Beispiel ei-



„Den größten Teil unseres Lebens verbringen wir in dem Bewusstsein, Dinge noch ändern zu können. Im Angesicht des Todes müssen wir akzeptieren, was wir getan haben.“

Pfarrer Reinhold Dietrich, Seelsorger im evangelischen Hospiz Frankfurt

ne schlechte Beziehung irgendwann zu beenden. Aber im Angesicht des Todes geht es darum, zu akzeptieren, dass ich das nicht gemacht habe. Und mich mit meinem Leben, so wie es war, dennoch zu versöhnen.“ Nur dann könne die letzte Phase in Zufriedenheit verlaufen, glaubt der Seelsorger.

Besonders beeindruckt hat ihn vor Jahren ein 25-Jähriger kurz vor seinem Tod. Er erzählte von der Weltreise, die er mit seiner Freundin noch gemacht hatte, und fand, allein deshalb habe sich sein Leben gelohnt. „Der war nicht verbittert wegen der vielen Dinge, die er nicht mehr würde erleben können, wie seine Freundin heiraten oder ein Kind bekommen. Er hat an seinem Leben das halb volle Glas gesehen. Und deshalb konnte er halbwegs getrost sterben.“

Eher die Ausnahme sind auch Beispiele wie das von Frau P., die ein paar Tage vor unserem Gespräch ins Hospiz gekommen war. Im Krankenhaus hatte man der 80-Jährigen zur Entfernung ihres Tumors eine schwere Operation empfohlen, die mit einer Prognose von einigen zusätzlichen Jahren verbunden war, aber auch mit einer starken körperlichen Verstümmelung. Diesen Preis wollte Frau P. nicht bezahlen. Sie entschied sich gegen die Operation und suchte ganz bewusst das Hospiz auf.

„Im Medizin-Betrieb wird gekämpft bis zum Schluss. Und der Patient muss mitkämpfen, ob er will oder nicht“, hat Pfarrer Dietrich beobachtet. Im Hospiz hat

man die Möglichkeit, den Kampf zu beenden und zur Ruhe zu kommen. Frau P. liegt nun beinahe den ganzen Tag in ihrem Zimmer und hört Radio. „Sie genießt es, dass sie sich um nichts mehr kümmern muss. Ihre Tochter sagt, sie habe ihre Mutter seit Jahren nicht so zufrieden gesehen“, erzählt Dietrich.

Offenbar hatte Frau P. sich seit längerem Sorgen gemacht, wer sich am Ende um sie kümmern könne, wagte es jedoch nicht, ihren Angehörigen oder Freundinnen ein Gespräch über den Tod zuzumuten. Dieses Phänomen beobachten Mediziner wie Seelsorgerinnen gleichermaßen. Wenn der Kranke dann doch das Thema anschneide, geschehe es häufig durch vage Andeutungen oder flapsige Bemerkungen. „Sie sagen dann zum Beispiel: Ich muss doch nichts mehr essen, ich sterbe doch eh bald“, erzählt Dietrich.

Als ausgebildeter Seelsorger erkennt er solche Andeutungen und geht dann darauf ein. Aber im Medizinstudium kamen professionelle Kommunikationstechniken lange Zeit gar nicht vor. Kranke, die das Bedürfnis haben, ihren bevorstehenden Tod zu thematisieren, müssen deshalb sowohl bei Ärzten als auch bei Angehörigen oft erleben, dass diese mit dem „Aber-Modus“ abblocken, sagt Volkenandt: „Aber das darfst Du doch nicht sagen! Aber Du wirst doch wieder gesund!“ Statt sich in solchen Momenten in Fakten oder Beschwichtigungen zu flüchten, sei es besser, mit Rückfragen zu reagieren, schlägt er vor: „Wie kommt es, dass Du das jetzt sagst?“ So ist die Möglichkeit für ein Gespräch eröffnet.

Und wenn sich der Patient selbst nicht an das Gespräch über das Sterben herantraut? Angehörige und Freundinnen können dennoch signalisieren, dass sie zu einem Gespräch bereit wären, sagt der Experte: „Sag mal, gab es in letzter Zeit auch Momente, wo es Dir nicht so gut ging?“ könnte ein Angebot zum Dialog sein. „Solange wir fragen, kann nichts schiefgehen“, macht Volkenandt Mut. Fragen seien ein Angebot zum Gespräch, der Patient kann es aus schlagen oder annehmen.

Dass die Kranken selbst bestimmen, wann und mit wem sie über den Tod sprechen wollen, ist auch dem Seelsorger im Hospiz wichtig. „Das ist oft nicht der Ehepartner, weil der selbst so betroffen ist, dass er im Gespräch zur Belastung würde“, sagt Dietrich. Und „absolut legitim“ sei es auch, wenn Angehörige sagen: „Ich schaff das nicht“.

Ein Hospiz habe gerade den Vorteil, dass es dort ganz unterschiedliche Gesprächspartner gibt, von der Pflegerin über den Ehrenamtlichen bis zur Hauswirtschaftlerin. „Unsere Erfahrung ist: Der Patient sucht sich schon den Richtigen aus, mit dem der über das Thema reden möchte.“

KANN RELIGION HELFEN, DEM TOD INS AUGE ZU SCHAUEN?

Sprechen religiöse Menschen leichter über das Sterben? Ja und nein. „Manche schon, aber das gilt nicht für alle“, sagt Pfarrer Reinhold Dietrich vom Evangelischen Hospiz. „Sterben-Können heißt ja, sich darauf einzulassen, dass ich

nicht selbst Herr meines Lebens bin. Und vielleicht geht das ein bisschen leichter, wenn ich sagen kann: Es gibt eine höhere Macht, die das für mich in einem guten Sinne regelt.“ Trotzdem können natürlich auch Menschen, die sich nicht

auf Gott beziehen, gut mit dem Thema umgehen. Das beweist zum Beispiel ein neuer, hörenswerter Podcast mit dem Titel „Endlich. Wir reden über den Tod“ von Susann Brückner und Caroline Kraft. Reinhören unter www.endlich.cc.



RUI CAMILO

Wie ein Familientreffen: Sonntags trifft sich die rumänisch-orthodoxe Gemeinde im Kuhwald

Rund 150 Frauen, Männer und Kinder kommen sonntags in die evangelische Dreifaltigkeitsgemeinde im Kuhwald, um dort einen rumänisch-orthodoxen Gottesdienst zu feiern. Die rumänische Community im Rhein-Main-Gebiet wächst schnell, seit dem EU-

Beitritt kommen viele IT-Fachleute, aber auch gering Qualifizierte, zum Beispiel aus der Gastronomie. Die sonntäglichen Gottesdienste sind daher auch immer Treffen unter Landsleuten, es geht familiär zu. In der Liturgie wird viel gesungen, und es riecht nach

Weihrauch, anschließend gibt es Kaffee und Geselligkeit. Ein echtes Fenster in die Welt, findet unsere Reporterin Anne Lemhöfer, die bei der gastfreundlichen rumänischen Gemeinde den wohl längsten Gottesdienst ihres Lebens besucht hat – drei Stunden dauerte

er, und selbst die Kinder hielten locker so lange durch. Dazu führte sie ein langes Interview mit Priester Mircea Deac und Unterdiakon Cristian Jaloba. Lesen Sie ihre Reportage unter www.evangelischesfrankfurt.de/rumaenische-gemeinde.

Kaffeestube Gutleut ist wieder offen

GUTLEUTVIERTEL

In der Gutleutstraße 131 hat die Hoffnungsgemeinde ihre „Kaffeestube Gutleut“ wieder eröffnet. Hier gibt es ein warmes Mittagessen – nicht nur für Arme.

VON STEPHANIE VON SELCHOW

„Wie schön, dass hier jetzt wieder auf ist“, sagt die alte Dame, die schon um halb zwölf mit drei anderen am Tisch sitzt. „Zu Hause bin ich immer so allein.“ Eine andere nickt. „Ja, und das Essen kostet ja auch nicht viel. Nur 3 Euro 50.“

Im Januar hat die Kaffeestube Gutleut der Hoffnungsgemeinde in neuen Räumlichkeiten wieder ihren Betrieb aufgenommen. Der Umzug war dringend notwendig geworden, sagt Pfarrerin Jutta Jekel: Kurz nach dem Auszug aus dem zweiten Stock in der Gutleutstraße 121 ist dort die Decke eingestürzt. In den neuen Räumen in der Gutleutstraße 131 entfällt jetzt auch das Treppensteigen, das einigen Gästen doch schwer wurde.

Schon am ersten Tag sind um zwölf Uhr alle Tische belegt. Es gibt Pilzsuppe und Wiener Schnitzel. Marianne Schröder, die leitende Servicekraft, serviert allen Gäs-



Gut besucht gleich am ersten Tag: 60 bis 80 Menschen essen in der Kaffeestube Gutleut.

ten Vorspeise und Hauptgang, dabei wird sie von Ehrenamtlichen unterstützt. Schröders Mann Ralf ist der neue Koch. „Die Schröders sind mit ganzem Herzen dabei“, sagt Pfarrerin Jekel. Sie backen auch mal einen Kuchen zusätzlich.“

60 bis 80 Menschen kommen jeden Tag, aus ganz Frankfurt. Wer nicht genug Geld hat, kann sich bei einer Kirchengemeinde einen Gut-

schein holen, alle anderen bezahlen 3,50 Euro. Es sollen nämlich nicht nur Arme, Einsame und Obdachlose hier essen. Willkommen sind auch Büromenschen in der Mittagspause.

Der Umbau des Hauses hat 400000 Euro gekostet, der laufende Betrieb kostet im Jahr 100000 Euro. „Viele Einzelpersonen spenden regelmäßig“, sagt Kirchenvor-

steher Helmut Völkel, „zwischen 50 und sogar 1000 Euro.“ Eine neue Kooperation gibt es mit dem Evangelischen Verein für Innere Mission: Zwei Mitarbeiter des Vereins werden in der Kaffeestube Möglichkeiten für Freizeitangebote entwickeln. Geöffnet ist die Kaffeestube immer werktags außer donnerstags von 11.30 bis 16 Uhr sowie jedes zweite Wochenende.

Mit vierzig noch mal Theologie studieren

WESTEND

Im Pfarramt gibt es für Menschen im mittleren Alter gute Jobaussichten.

VON ANTJE SCHRUPP

An den Unis Frankfurt und Mainz sollen Berufstätige mit akademischer Bildung bald neben der Ar-

beit Theologie studieren können. Hintergrund ist auch ein bevorstehender Fachkräftemangel in der Kirche: In den kommenden Jahren gehen viele Pfarrerinnen und Pfarrer in den Ruhestand.

Die Universität Marburg hat 2007 als erste einen berufsbegleitenden Masterstudiengang Evangelische Theologie gestartet. Obwohl das Studium 10 000 Euro kos-

tet, ist die Nachfrage groß. Einer der ersten, die diesen Weg gingen, war der Diplom-Verwaltungswirt Michael Heinrich. Seit 2012 ist er nun Pfarrer in Kassel und sehr zufrieden mit seiner Entscheidung: „Ich kenne keinen anderen Beruf, bei dem man so nah am Leben und so intensiv im Dialog über dieses Leben und das Sterben ist.“

„Spätberufene“ wie Heinrich

stellen inzwischen schon rund zehn Prozent der neu eingestellten Pfarrerinnen und Pfarrer.

Die Kirche als Arbeitgeberin habe gute Erfahrungen mit ihnen gemacht, sagt Holger Ludwig, Referent für Personalförderung und Hochschulwesen der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Sie hätten hohe innere Motivation und seien sehr engagiert.

Kinderbuch erzählt vom Alltag eines Obdachlosen

BOCKENHEIM

Die belgische Illustratorin Claude K. Dubois stellte in der Gemeinde Bockenheim ihr neues Buch vor.

VON SILKE KIRCH

Warum lebt ein Mensch auf der Straße? Was macht er da den ganzen Tag lang? Warum hat er nichts zu essen, warum stinkt er? Wieso weiß er nicht, wie er heißt? Die belgische Illustratorin Claude K. Dubois hat sich solchen Fragen mit Zeichenstift und Tuschkasten genähert. In der Gemeinde Bockenheim stellte sie ihr Bilderbuch über Obdachlosigkeit vor.

Erfahrung mit schwierigen Themen hat Dubois. Bereits 2014 ge-



Claude K. Dubois (rechts) im Gespräch mit Dominique Petre.

wann sie für ihr Bilderbuch „Akim rennt“, in dem es um das Thema Flucht geht, den Deutschen Jugendliteraturpreis in der Sparte

Bilderbuch. Die Idee, nun ein Buch über einen Obdachlosen zu verfassen, hatte ihre Tochter Sarah, die in einem Zentrum für Wohnsitzlose

arbeitet. Bei der Umsetzung des Vorhabens, erzählte Dubois im Gespräch mit Dominique Petre vom Institut Français Frankfurt, sei schnell klar geworden, dass es ein einfaches Buch über einen Tag im Leben eines Obdachlosen werden sollte. Die Bilder zeigen eher beiläufig aus wechselnden Perspektiven kleine Momentaufnahmen: vom Aufwachen Stromers über die schwierige Suche nach einem warmen, trockenen Ort, von den konfliktreichen Begegnungen mit Menschen. Das Buch wolle Platz lassen für die Fragen der Kinder.

Wobei Erwachsene häufig ganz ähnliche Fragen hätten, wie Jürgen Mühlfeld von der Diakonie Frankfurt erlebt. Er leitet die Einrichtung „Weser 5“ im Bahnhofsviertel, wo es für Wohnsitzlose einen Tages-

treff, Notunterkünfte, Beratung und ein Übergangwohnhaus gibt.

Vor allem im Winter reichten die Kapazitäten der Hilfsangebote nicht aus. Eine gute Statistik darüber, wie viele Obdachlose es genau gibt, fehle in Frankfurt, kritisierte der Sozialarbeiter. Seiner Ansicht nach besteht eine Diskrepanz zwischen der Einschätzung der Situation seitens der Ämter und der alltäglichen Realität auf der Straße.

Ursula Lindner und Jutta Stevens von der Bockenheimer Kaffeetafel berichteten, wie wichtig es für obdachlose Menschen sei, gekannt und angesprochen zu werden und zu erfahren, dass andere sie kennen und um ihre Situation wissen. So wie das Kind in Dubois' Bilderbuch, das Stromer einen Keks schenkt – und einen Namen.

KURZ NOTIERT

Hessen: 36 Prozent sind evangelisch

Der Anteil der Evangelischen an der hessischen Bevölkerung ging zwischen 2013 und 2016 von 40 auf 36 Prozent zurück. Das ergab eine Umfrage des Forsa-Instituts. Die Zahl der Konfessionslosen stieg von 26 auf 32 Prozent an, die der Katholischen sank leicht von 25 auf 24 Prozent. Die Zahl der Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften blieb konstant, sie stellen alle zusammen nur 7 Prozent der Bevölkerung.

„Biazza“ für das Nordwestzentrum

Ein Projekt, das älteren Menschen Gelegenheit zur Begegnung und Geselligkeit bietet, planen die Stadt Frankfurt und die Diakonie im Nordwestzentrum. Das „Biazza“ soll im Gebäude des Bürgeramts Nordwest an der Brücke zum Hammarskjöldring eingerichtet werden. Im Januar hat Projektkoordinatorin Sandra Erb mit den Planungen begonnen.

Simone Frank im Vorstand des ERV

Die 48 Jahre alte Simone Frank ist neu in den Vorstand des Evangelischen Regionalverbandes und des Evangelischen Stadtdekanats gewählt worden. Die Rechtsanwalts- und Notariatsgehilfin engagiert sich seit ihrer Jugend in der Dankeskirchengemeinde in Goldstein. Eine Nachwahl war notwendig geworden, weil das bisherige Vorstandsmitglied Christine Ulmke aus beruflichen Gründen ausgeschieden ist.

FRANKFURT LOKAL

NEULICH BEIM PARKEN

Kurt-Helmuth Eimuth



Über manches lässt sich nur auf Frankfurterisch schimpfen. Etwa über Leute, die sich einfach auf Parkplätze für Behinderte stellen.

A Iso des mit de Packplätz is ja föschterlich. Alles dicht. Ob in Sachsehaue oder in Bernem. Stoßstang an Stoßstang. Klar, dass mer sich da ma schnell uff die Eck hinstelle dut. Hab isch gemacht. Bin dann schnell zum Bäcker reigeflitzt. Und wi isch da in de Schlang steh, see isch, wie en Rollifahrer ankomme dut. Für den war mei Audo förschterlich im Wesch. Isch stand nämlich so, dass de abgesenkte Börjersteisch versperrt war. Also daran hat isch net gedacht. Klar bin isch raus und hab die Karr schnell weggefaare. Beim nächste Mal denk isch aach an die Rollis. Versproche.

Aber wisse se, was mir gar net einleuchte dut: Wenn sich die Leut uff en Behinnertepackplatz stelle. Das sieht mer ja immer widder. Sicher, alles ist voll, nur ebbe de aane Platz is so wunnerbar frei. Und aach noch so großzügig besesse. Da iss die Versuchung groß. Gerade samstags uff de Packplätz von de Einkaufsmärkte. Alle wolle nur mal schnell was einkaufe. Schwubbs steht mer da, wo deutlich en Rolli uffs Pflaster gemalt is. Sin ja nur fünf Minude, mag mansch aaner denke. Dabei, isch sach immer: Sei du nur froh, dassde net so en blaue Behindertenausweis krieje dust. Dann kannste nämlich noch selbst laafe. Die, die en hadde, date gern mit dir tausche.

ANZEIGE

PIETÄT
WOLFGANG SCHMIDT & PARTNER GMBH

Lange Straße 33
☎ 28 05 42

Mörfelder Landstr. 195 B
☎ 69 71 25 57

Engelthaler Str. 7
☎ 54 54 69

Euckenstr. 2
☎ 25 78 82 71

Erd-, Feuer-, Seebestattungen
Überführungen In- und Ausland
denn würdige Bestattungen müssen nicht teuer sein!

Tag & Nacht



Vater und Sohn: Die Schauspieler Edgar Selge und Jakob Walser bei ihrer Lesung im Schauspiel.

Was glaubt Ihr denn!

INNENSTADT

Im Schauspiel lasen Edgar Selge und Jakob Walser aus den „Urban Prayers“ von Björn Bicker.

VON STEPHANIE VON SELCHOW

„Was glaubt Ihr denn. Wer wir sind. Was wir glauben. Was glaubt ihr denn. Wer wir sind. Wo wir wohnen. Wo wir schlafen. Wo wir arbeiten. Wo wir beten ...“ – ein vielstimmiger „Chor gläubiger Bürger“ wird an diesem Abend im Schauspielhaus Frankfurt von dem Schauspieler Edgar Selge und seinem Sohn Jakob Walser, der ebenfalls Schauspieler ist, vorgetragen: Kaum sagt je-

mand was, gibt es einen anderen, der widerspricht oder von etwas ganz anderem anfängt.

Der „Chor der gläubigen Bürger“ spricht zu den Nicht-Gläubigen, den Nicht-Religiösen. Er kann sich auf nichts einigen, hat aber doch eine Gemeinsamkeit: den Glauben an etwas, das größer, anders oder älter ist als die irdische Realität.

Entwickelt wurden die „Urban Prayers“ von dem Theatermacher Björn Bicker nach den Anschlägen des 11. September 2001. Er hatte damals den Eindruck, dass das Theater an der komplexer werdenden Realität vorbeispielt. Er unterhielt sich mit Menschen aus unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften und anderen Wel-

ten und Milieus als dem westlichen Bildungsbürgertum.

„Ich war sofort fasziniert, als ich ‚Urban Prayers‘ in einer Buchhandlung entdeckt habe“, sagt Selge im anschließenden Publikumsgespräch. „Dieser Chor, diese Geschichten spiegeln genau das wider, was uns jetzt doch alle bewegt. Das ist eine Momentaufnahme der Welt, wie sie jetzt ist – in ihrer ganzen Komplexität. Und erst einmal ohne zu bewerten.“

„Urban Prayers“ fordere auch dazu auf, sich mit der eigenen Religion und Kultur auseinanderzusetzen, sagte Selge. „Der Text provoziert das lauwarme Gefühl des Turbokapitalismus, dass alles gut ist, solange wir nur alles kaufen können.“

Luminale in Gustav-Adolf-Kirche

NIEDERURSEL

Die Gustav-Adolf-Kirche wird zum ersten Mal bei der Luminale dabei sein. Pfarrer Michael Stichling erläutert das Konzept.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE KURT-HELMUTH EIMUTH

Herr Stichling, wie kam es zur Teilnahme an der Luminale?

Ich saß mit dem Lichtkünstler Ralf Tjabben bei einem Wein zusammen, den Blick auf unsere gerade renovierte Kirche. Wir sprachen über den Mut, den es 1927 brauchte, um in das Niederurseler Fachwerk eine solche Betonkirche von Martin Elsässer bauen zu lassen. Tjabben fiel dazu ein bekanntes Wort von Hilde Domin ein: „Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug.“ Dieser Satz wurde dann zum Zentrum unseres Luminale-Konzepts.

Wie wird sich die Kirche vom 18. bis 23. März verwandeln?

Wir füllen den achteckigen Raum mit Licht, Bildern, Klängen und Worten. Hilde Domin ist eine von drei Figuren, die aufzeigen, was Vertrauen und Mut bedeuten können. Die zweite Person ist der polnische Arzt und Pädagoge Janusz Korczak, die dritte sind verschiedene Menschen aus der Frankfurter Gegenwart, auch Kinder und Jugendliche aus der Gemeinde.

Wie muss man sich die Installation vorstellen?

Sie wird auf die Innenwände der Kirche projiziert. Das Lichtkonzept holt zu Beginn den Zelthimmel, auch im übertragenen Sinne, in den Raum. Musik leitet über in die Vorstellung der Personen, die im Zusammenspiel von Bild, Licht und Ton fassbar werden. Am Sonntag und am Freitag sind zusätzlich Live-Performances geplant, an den ande-

ren Tagen ist die Kirche von 20 Uhr bis 24 Uhr offen.

Warum ist die Gustav-Adolf-Kirche etwas Besonderes?

Architektonisch betrachtet ist sie ein Kleinod des Bauhaus, des



„Wir wollen aufzeigen, was Mut und Vertrauen bedeuten.“
Michael Stichling

Neuen Frankfurt, wie es sonst nirgendwo zu sehen ist. In dem oktogonalen Aufriss des Kirchenraums steht die feiernde Gemeinde in der Mitte. Sie ist gemeinsam ausgerichtet zur religiösen Achse des Altarraumes hin. Gemeinsamkeit und Gemeinschaft im kommunikativen Rund treten in Verbindung zur theologischen religiösen Achse.
Adresse: Karl-Kautsky-Weg 64

KURZ VORGESTELLT



Hilfe beim Einkaufen für ältere Menschen

Für viele alte Menschen ist das Einkaufen anstrengend und schwierig. Deshalb gibt es bei der Diakonie Frankfurt einen Einkaufsservice: Drei Dutzend Frauen und Männer begleiten alte oder mobilitätseingeschränkte Menschen beim Einkaufen, gehen bei Bedarf aber auch mit zum Friseur, zur Fußpflege, zur Ärztin oder einfach nur spazieren. Der „Einkaufsservice 60+“ ist eine von mehreren Maßnahmen der Diakonie zur beruflichen Orientierung für Arbeitslose. Die Einkaufsbegleiter und -begleiterinnen werden vom Jobcenter benannt, sie erhalten eine Aufwandsentschädigung von 1,50 Euro die Stunde. Das ist wenig, aber die meisten machen das dennoch gerne. „Sie merken, dass sie etwas können, und ihr Selbstwertgefühl steigt“, sagt Projekt-Koordinatorin Karin Jakob-Kreile. Für diejenigen, die den Service in Anspruch nehmen, ist er kostenfrei. Man muss nur einige Tage vorher einen Termin vereinbaren unter Telefon 069 24751496902.

BERATUNG UND INFORMATION

Evangelische Kirche in Frankfurt am Main

Kurt-Schumacher-Straße 23, 60311 Frankfurt, Telefon 069 2165 1111. Infotelefon, Kircheneintrittsstelle und Auskunft über alle Fragen rund um die Evangelische Kirche in Frankfurt.

Beratung

Telefonseelsorge	0800 1110111
Beratung für Frauen	94350230
Beratung und Therapie	5302222
Paar- u. Lebensberatung	5302222
Familienberatung	5302220
Migration und Flucht	5302291
Beratung in Höchst	759367210

Begegnung und Bildung

Evangelisches Frauenbegegnungszentrum	9207080
Evangelische Akademie	17415260
Kontakt für Körperbehinderte und Langzeitkranke	24751494003

Jugend

Stadtjugendpfarramt	9591490
Sankt Peter	2972595100
Jugendreisen	95914922
Evangelisches Jugendwerk	9521830

Diakonie

Geschäftsstelle	24751490
Pflegezentrum	254920
Hauskrankenpflege	2492121
Demenz-Projekte	25492140
Betreuungsdienst	25492131
Kleiderspenden	90436780

Sucht

Alkoholfreie Begegnungsstätte	
Dominikanergasse	295456
Suchtberatung	15059030
Suchtberatung Höchst	759367260

VERANSTALTUNGEN / FRANKFURT LOKAL

KONZERTE

SO FEB 18 **Posaune und Orgel Hauptwache**
Werke von Bach, Reger und anderen für Posaune und Orgel am Sonntag, 18. Februar, um 18 Uhr, Katharinenkirche an der Hauptwache (10 Euro).

MO FEB 19 **Norddeutsche Orgelmusik Heddernheim**
Werke von Buxtehude, Bruhns und anderen am Montag, 19. Februar, um 19.30 Uhr in der Thomaskirche in Heddernheim, Hedderner Kirchstraße 2b (Eintritt frei).

FRI FEB 23 **Musik aus Südamerika Nordweststadt**
Kammerkonzert mit Gitarrenmusik und Werken europäischer und südamerikanischer Komponisten am Freitag, 23. Februar, um 20 Uhr in der Kirche Cantate Domino, Ernst-Kahn-Straße 14 (Eintritt frei).

SO FEB 25 **Orgelkonzert zur Passion Sachsenhausen**
Werke von Bruhns, Böhm, Bach und Reger am Sonntag, 25. Februar, um 17 Uhr in der Dreikönigskirche am Sachsenhäuser Ufer (8/5 Euro).

SO MAR 04 **Orgelkonzert Bornheim**
Orgelkonzert am Sonntag, 4. März, um 18 Uhr in der Johannis-Kirche in Bornheim, Turmstraße 10 (Eintritt frei).

SO MAR 11 **Mozart im Doppelpack Bockenheim**
Konzert mit dem Main-Kammerorchester am Sonntag, 11. März, um 18 Uhr in der Jakobskirche am Kirchplatz (12/6 Euro).

SO MAR 11 **Motetten und Orgelwerke Innenstadt**
Konzert mit dem Regerchor Braunschweig am Sonntag, 11. März, um 18 Uhr in der Heiliggeistkirche am Dominikanerkloster, Börneplatz (10 Euro).

SO MAR 11 **Stabat Mater von Dvořák Hauptwache**
Chorkonzert am Sonntag, 11. März, um 18 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache (14-34 Euro über frankfurtticket.de)

SO MAR 11 **Motetten von Bach Innenstadt**
Konzert mit dem Regerchor Braunschweig am Sonntag, 11. März, um 18 Uhr in der Heiliggeistkirche am Dominikanerkloster, Börneplatz (10 Euro).

SO-FR MAR 18-23 **Luminale: Orgelmusik mit Lichtinstallation Hauptwache**
Orgelmusik von Charles Tournemire und eine Lichtinstallation von Victoria Coeln gibt es zur Luminale jeden Tag vom 18. bis 23. März jeweils um 19 Uhr, 20.30 Uhr und 22 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache (Eintritt frei).

SO MAR 25 **Mozarts Requiem und mehr Sachsenhausen**
Oratorienkonzert zur Passion am Sonntag, 25. März, um 18 Uhr in der Dreikönigskirche am Sachsenhäuser Ufer (20/15 Euro).

SO MAR 25 **Requiem und Grabmusik Bornheim**
Mozarts Requiem und Grabmusik von Levin am Sonntag, 25. März, 17 Uhr in der Wartburgkirche, Hartmann-Ibach-Straße 108 (25/15 Euro).

„Pax & People“ – Treffpunkt im Europaviertel eröffnet



Volles Haus: Bei der Eröffnung des ökumenischen Zentrums „Pax & People“ in der Pariser Straße 6.

EUROPAVIERTEL

In der Pariser Straße 6 hat im Januar das ökumenische Zentrum „Pax & People“ eröffnet. Es soll ein Treffpunkt für die Bewohnerinnen und Bewohner des Europaviertels sein und wird von der evangelischen und katholischen Kirche gemeinsam getragen.

Auf den 130 Quadratmetern des Zentrums gibt es einen offe-

nen Gemeinschaftsbereich, eine Küche und einen „Lichtraum“ für Andachten. Der innen wie außen dezent beleuchtete Kubus ist als „Raum im Raum“ konzipiert.

Der Name „Pax & People“ sei bei Umfragen in der Nachbarschaft entstanden, sagt Pfarrerin Katja Föhrenbach, die zusammen mit ihrem katholischen Kollegen Harald Stuntebeck das Zentrum leitet. Viele der Befrag-

ten hätten angegeben, dass sie zwar keinen Bezug zur Kirche haben, sich aber einen Treffpunkt im Viertel wünschen.

Jeden Morgen um 8.30 Uhr soll es nun eine Kurzandacht mit anschließendem Kaffeetrinken geben und immer freitags einen Themenabend mit Musik, Film, Kunst oder Literatur. Laufend aktuelle Informationen und Termine findet man auf Facebook.

VORTRÄGE, LESUNGEN, AUSSTELLUNGEN

MO FEB 12 **Ausstellung „Blick auf das Gegenüber“ Bahnhofsviertel**
Mit der Idee des „Gegenüber“ beschäftigt sich eine Ausstellung von Bettina Sellmann und René Luckmann, noch bis 9. März unter dem Titel „Diakone“ in der Weißfrauen Diakoniekirche, Gutleutstraße 20 (montags bis freitags 12-16 Uhr, Eintritt frei).

MO FEB 19 **Gibt es „gesundes“ Verhalten bei Krankheit? Römerberg**
Vortrag der Psycho-Onkologin Claudia Gutmann in der Evangelischen Akademie, Römerberg 9, Montag, 19. Februar, um 18.30 Uhr (Eintritt frei).

MI FEB 21 **Heilige Texte über das Scheitern und Entdecken Innenstadt**
„Heilige Texte“ heißt eine Reihe mit monatlichen Lesungen aus jüdischen, christlichen

und islamischen Schriften, die sich jeweils mit einem bestimmten Thema beschäftigen. Am Mittwoch, 21. Februar, geht es um „Scheitern“, am Mittwoch, 21. März, um „Entdecken“. Jeweils 19.30 Uhr im Haus am Dom (Eintritt frei).

DO MAR 08 **Internationaler Frauentag Innenstadt**
Am Internationalen Frauentag am Donnerstag, 8. März, beteiligt sich auch das Evangelische Frauenbegegnungszentrum in der Saalgasse 15. Dort wird es an diesem Tag ein „Mitmachbuffet“ geben sowie die Ausstellung „Deine Stimme zählt“. Nähere Informationen und Anmeldung unter www.evafrauenzentrum.de.

MI MAR 14 **Gruppe für Trauernde Innenstadt**
Vielen hilft es, nach dem Tod eines geliebten Menschen darüber sprechen zu können. Ei-

ne Gruppe für Trauernde startet am Mittwoch, 14. März. Geplant sind 13 Abende in der Innenstadt und zwei Ausflüge. Infos unter Telefon 069 342075 oder bei magdalene.lucas@frankfurt-evangelisch.de.

DO MAR 15 **Religion im Kriminalroman Sachsenhausen**
Literarischer Abend am Donnerstag, 15. März, um 19 Uhr in der Krimibuchhandlung „Die Wendeltreppe“, Brückenstraße 34, 19 Uhr (Eintritt frei).

FR MAR 16 **Frankfurter Mundart Sindlingen**
Ein literarisch-musikalischer Abend mit dem Frankfurter Mundartdichter und Liedermacher Rainer Weisbecker findet unter dem Motto „Tequila im Dreivierteltakt“ am Freitag, 16. März, um 19.30 Uhr im Gemeindehaus Sindlingen, Gustavsallee 21, statt (Eintritt frei).

GOTTESDIENSTE

SO FEB 18 **Was wird aus Riederwald und Fechenheim-Nord? Riederwald**
Thematische Fastenpredigten am Sonntag, 18. und 25. Februar, sowie 11. und 18. März jeweils um 17 Uhr in der Philippuskirche, Raiffeisenstraße 70. Den Auftakt am 18. Februar macht Planungsdezernent Mike Josef.

SO FEB 25 **Kantatengottesdienst Bockenheim**
Gottesdienst mit Kantatenmusik für Kantorei und Orchester am Sonntag, 25. Februar, um 10 Uhr in der Jakobskirche am Kirchplatz.

FR MAR 02 **Weltgebetstag alle Stadtteile**
Die Gottesdienste zum Weltgebetstag am Freitag, 2. März, folgen dieses Jahr einer Liturgie aus Surinam. Sie finden in vielen Gemeinden statt, in der Innenstadt zum Beispiel um 15.30 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache und um 18.30 Uhr im Dom.

DI MAR 13 **„Fremdvertraut“ Römerberg**
Ökumenischer Frauengottesdienst am Dienstag, 13. März, um 19 Uhr in der Alten Nikolaikirche am Römerberg.

FILM UND TV

FR FEB 16 **Kinoabend: „Skin Deep“ Innenstadt**
In der Reihe „Lesbisches Filmhäppchen“ wird am Freitag, 16. Februar, um 19.30 Uhr im Evangelischen Frauenbegegnungszentrum, Saalgasse 15, der australische Film „Skin Deep“ gezeigt (6/4 Euro).

MI FEB 28 **„Die Anstalt“ schauen und diskutieren Römerberg**
Gemeinsam die Satire-Sendung „Die Anstalt“ schauen, Popcorn essen und dann über das politische Thema diskutieren, um das es in der Sendung gegangen ist: Das gibt es wieder am Mittwoch, 28. Februar, um 20 Uhr in der Evangelischen Akademie, Römerberg 9 (Eintritt frei).

BEGEGNUNG

SA MAR 10 **Meditatives Tanzen Innenstadt**
Meditatives Tanzen im Kreis der Jahreszeiten am Samstag, 10. März, von 15 bis 18 Uhr im Evangelischen Frauenbegegnungszentrum, Saalgasse 15 (8/5 Euro, Anmeldung unter Telefon 069 9207080).

SA MAR 24 **Meditationsrundgang auf dem Hauptfriedhof Eckenheim**
Meditationsrundgang auf dem Frankfurter Hauptfriedhof, Eckenheimer Landstraße 194, am Samstag, 24. März, von 14 bis 16.30 Uhr (Anmeldung unter Telefon 069 342075).

Aus Platzgründen kann hier leider nur eine kleine Auswahl an Veranstaltungen genannt werden. Das Gesamtprogramm finden Sie unter evangelischesfrankfurt.de

ANZEIGE

martha's finest
Martha's finest Catering

Festliche Empfänge

Gemeindefeiern

Büro Frankfurt
Tel. 069 / 27 22 07 87
Wilhelm-Leuschner-Str. 12
60329 Frankfurt am Main

Büro Kronberg
Tel. 06173 / 32 42 860
Dieselstraße 6
61476 Kronberg / Ts.

Firmenfeiern - Individuelle Familienfeiern - Themenbüfets
Menüs - Fingerfood & Canapés - Service & Bedienung
Seminarräume ... und vieles mehr.

Fordern Sie unseren Katalog an!
info@marthas-finest.de www.marthas-finest.de

Panorama

»Literatur ist Kunst. Man kann sie nicht in den Dienst irgendeiner Politik stellen.«

Anita Djafari (Litprom) zum 30. Jubiläum des LiBeraturpreises

Politikwissenschaftler soll für die Kirche Strategien gegen Rechts entwickeln

HESSEN

Rassismus, Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit gibt es auch in Gemeinden.

VON ANTJE SCHRUPP

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau hat einen Referenten für Rechtsextremismus eingestellt. Der Politikwissenschaftler Matthias Blöser soll die Kirchenleitung sowie Gemeinden beim Umgang mit Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus beraten.

Das Weltbild ausgewiesener Rechtsradikaler könne er natürlich



Michael Blöser (36) berät die Kirche beim Umgang mit Rechtspopulismus

nicht ändern, sagt der 36 Jahre alte Rechtspopulismus-Experte, „sondern es geht um die, die dabeistehen.“ Er wolle zunächst ausloten, welche Dialogangebote die Kirche denen machen kann, die einzelne Aspekte eines rechtsextremen Weltbildes teilen. Davon gebe es auch in den eigenen Reihen einige: „Kirchenmitglieder sind nicht weniger anfällig“, so Blöser.

Die Projektstelle ist zunächst auf sechs Jahre befristet.

Bibelmuseum sagt Ausstellung mit Exponaten aus Qumran ab

SACHSENHAUSEN

Das Land Hessen gibt keine verbindliche Rückgabe-Zusicherung an Israel.

VON ANTJE SCHRUPP

Das Bibelhaus Erlebnis-Museum musste eine für 2019 geplante Ausstellung „Qumran – Schriftrollen vom Toten Meer“ absagen, weil das Land Hessen auf Anraten des Bundes keine verbindliche Rückgabe-Zusicherung für die Ausstellungsstücke an Israel gegeben hat. Die israelischen Behörden hatten eine solche gefordert, um sicherzugehen, dass die palästinensische Autonomiebehörde keinen Anspruch auf Leihgaben erhebt, die aus dem von Israel besetzten Westjordanland stammen. Die Schriftrollen von Qumran enthalten die ältesten bekannten Bibel-Manuskripte. Hintergrund: evangelischesfrankfurt.de/qumran.



ROLF OESER

Normale Menschen, die nur etwas anders leben

„Wir sind ganz normale Menschen, wir leben nur etwas anders“, sagt Karl Klein. Der 57-Jährige ist einer von rund 80 Bewohnerinnen und Bewohnern des Wohnwagenplatzes an der

Bonameser Straße in Eschersheim. Das Wohngebiet für Zirkusleute, Schrotthändler und Schaustellerinnen ist 1953 eingerichtet worden. Anfangs war es Zwang, längst fühlen sich die

Menschen hier aber wohl. Die Soziologin Sonja Keil hat über diesen wohl ungewöhnlichsten Frankfurter Stadtteil jetzt ein Buch geschrieben. Infos: evangelischesfrankfurt.de/gaukler.

STANDPUNKT

Evangelische Frauen gegen Kopftuchverbote

DEUTSCHLAND

Für die Religionsfreiheit und das Recht muslimischer Frauen, selbst über die Bedeutung des Kopftuchs zu entscheiden, hat sich der Dachverband der Evangelischen Frauen ausgesprochen.

VON ANTJE SCHRUPP

Die Evangelischen Frauen in Deutschland haben sich in einer Stellungnahme für das Selbstbestimmungsrecht muslimischer Frauen, ein Kopftuch zu tragen oder nicht, sowie gegen juristische „Kopftuchverbote“ ausgesprochen. Der bundesweite Dachverband von 39 evangelischen Frauenorganisationen plädiert dafür, auch in einem säkularen Staat die Religionsfreiheit als hohes Gut zu schützen. Dazu gehöre die Möglichkeit, in der Öffentlichkeit religiöse Kleidung zu tragen.

Das Tragen des muslimischen Kopftuchs sei als Teil der religiösen und kulturellen Vielfalt in Deutschland zu akzeptieren, heißt es in der Stellungnahme. Wie andere religiöse Symbole auch, etwa ein christliches Kreuz oder eine jüdische Kippa, müsse der Staat das Kopftuch als symbolisches Bekenntnis zu einer religiösen Identität respektieren. Auch wenn es verschiedene Bedeutungen haben könne, liege die Deutungshoheit in einem konkreten Fall immer bei der Trägerin des Kopftuchs selbst. So mag das Kopftuch für Extremistinnen und Extremisten durchaus eine „Flagge des Islamismus“ sein – für alle anderen sei es das aber nicht. Jede einzelne muslimische Frau entscheide selbst, welche Bedeutung es für sie hat, ein Kopftuch zu tragen oder auch keines zu tragen.

Kleidervorschriften, betonen die Evangelischen

Frauen, seien schon immer ein bevorzugtes Instrument zur Aufrechterhaltung frauenfeindlicher Strukturen gewesen. „Das eine Patriarchat zieht die Frauen an, das andere zieht sie aus“, zitieren sie die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun. Zur im deutschen Grundgesetz garantierten Freiheit der Entfaltung gehöre daher unverzichtbar das Recht jeder Frau, frei über ihre Kleidung zu entscheiden. Ein kulturelles oder gar gesetzliches Kopftuchverbot sei keine Antwort auf das erzwungene Tragen eines Kopftuchs.



THOMAS LOHNES/EPD-BILD

„Das eine Patriarchat zieht die Frauen an, das andere aus.“

Christina von Braun, Kulturwissenschaftlerin

Aus vielfältigen interkulturellen und interreligiösen Projekten hätten gerade evangelische Frauen die Erfahrung gewonnen, dass „es keinen eindeutigen inneren Zusammenhang zwischen der Kleidung und dem Selbstbewusstsein, den Kompetenzen und dem Engagement einer Frau gibt.“

Die komplette Stellungnahme ist im Wortlaut verlinkt unter evangelischesfrankfurt.de/kopftuch.



KULTUR

Von Stephanie von Selchow



„Grey is the new Pink“ heißt eine Ausstellung, die ab Herbst 2018 im Museum für Weltkulturen zu sehen sein soll: Altwerden ist jetzt offenbar sexy.

Für die Inhalte hat das Museum einen „Call for Content“ verschickt: „Beim Älterwerden sind wir ja alle Expertinnen und Experten“, sagt Kuratorin Alice Pawlik. Schnell lagen die ersten Beiträge vor, darunter Porträts, aber auch Objekte wie ein geparkter Rollator oder das Handyvideo einer altersgerechten Wohnung. Das Museum für Weltkulturen wird außerdem Bilder und Objekte aus anderen Ländern beisteuern. Aber ohne jetzt moralinsauer werden zu wollen: Alter und Altern sind bestimmt nicht immer pink, nicht immer sexy, nicht immer einfach. Hoffentlich regt die Ausstellung auch dazu an, diese Lebensphase möglichst mit Würde zu gestalten. Sicher kann man dabei auch etwas von anderen Völkern lernen. „Wir glauben, dass es in Zukunft leichter sein wird, ins Seniorenheim zu ziehen“, sagt Pawlik. „Wichtige Erinnerungen sind doch jetzt schon oft im Laptop gespeichert. Den kann man sich dann einfach unter den Arm klemmen.“ Na ja, wir werden es sehen. Ab Oktober.

ANZEIGE

Diakonie
Diakoniestation
Frankfurt am Main
gemeinnützige GmbH

Telefon (069) 25 49 2-110
Telefax (069) 25 49 2-198
E-Mail: info@epzffm.de

Evangelische Hauskrankenpflege
■ Telefon: (069) 25 49 21 21

Diakonischer Betreuungsdienst
■ Telefon: (069) 25 49 21 31

Projekt chronische Wunden
■ Telefon: (069) 25 49 21 61

Projekt dementielle und psychische Erkrankungen
■ Telefon: (069) 25 49 21 13

„Gemeinschaft wagen“ Initiative gegen Einsamkeit
■ Telefon: (069) 25 49 21 16

Treffpunkt Pflege: Information und Beratung
■ Telefon: (069) 25 49 21 10

Wir haben ein Auge auf Sie!

diakoniestation-frankfurt.de